Hinter den Kulissen der französischen Politik / Alltagsgeheimnisse aus Parlamentsstuben und Ministerbüros — Was der franz. Bürger nicht weiß und nicht will

Ein Tatsachenbericht von Peter Sendling

2. Fortsetzung.

Das parlamentarische Frankreich

Frankreich ist, wie wohl jedermann bekannt sein dürfte, ein demokratischer Staat und hat als solcher die entsprechenden Belange und Traditionen zu wahren. Zur Demokratie gehört aber auch ein Parlament, oder, wie in Frankreich, zwei Parlamente, die sich Abgeordnetenkammer oder Senat nennen. Diese sind es erst, die aus ihrer Mitte die Minister bilden und die große Staatsmaschinerie in Gang setzen.

Die Parlamente

Abgeordnete und Senatoren werden gewählt, sind praktisch also die Vertreter des Volkes. Man ist Abgeordneter für eine Periode von vier Jahren — vorausgesetzt, daß die Dauer der Wahlzeit nicht durch Notverordnung verlängert wird, wie dies jetzt der Fall ist —, während der Senator für eine Zeit von sieben Jahren die parlamentarischen Bänke drücken darf.

Die Senatoren sind gewissermaßen der Aeltestenausschuß Frankreichs, denn man muß mindestens 45 Jahre zählen, um in ihm Aufnahme zu finden. Er hält seine Sitzungen im Palais du Luxembourg ab — ein Schloß, das in den Jahren 1615 bis 1620 für Maria von Mediei erbaut wurde.

Da der Senat fast nur aus geläuterten und gemäßigten Greisen besteht, die den Radikalismus wie die Torheiten der Jugend längst überwunden haben, übt er gewissermaßen eine Art milder Vormundschaft über die Abgeordnetenkammer aus und wird daher von den Linksparteien reaktionär und senil genannt.

Die Abgeordneten haben den Schauplatz ihrer rednerischen Ergüsse in das 1722 erbaute Palais Bourbon verlegt. Hier werden unter der Leitung eines Präsidenten und etlicher Vizepräsidenten Gesetze gemacht, die sodann vom Senat prompt wieder verworfen werden — hier spricht man der Regierung sein Mißtrauen aus, stürzt Kabinette oder läßt sich stürzen, hier kommt es manchmal auch zu den unglaublichsten Auseinandersetzungen und gar Prügeleien, bis der Herr Kammerpräsident feierlich den Hut auf den Kopf setzt und damit — symbolisch — das Zeichen zum Abbruch der Verhandlungen gibt.

Wie man Landesvater wird

Abgeordneter oder Senator zu sein ist in Frankreich weniger eine Sache des Kopfes, sondern eine Geldangelegenheit. Ein französischer Journalist hat einmal ausgerechnet, daß die Wahl eines Abgeordneten mindestens eine halbe Million Franken kostet, und es ist anzunehmen, daß er bei seiner Betrachtung eher zu tief als zu hoch schätzt.

Frankreich wählt keine Partei oder ein Programm, sondern einen bestimmten Mann, der nun alles tun muß, um sich seinen Wählern genehm zu machen.

Es gibt natürlich so etwas wie eine parteiliche Disziplin, und so stellen alle maßgebenden Parteien für die Wahlbezirke einen ihnen angenehmen Herrn auf, der sich nun allein durchschlagen und seine Konkurrenten zerschmettern muß. Natürlich kann auch jeder Außenseiter, soweit er die bürgerlichen Ehrenrechte, das entsprechende Geld und Alter besitzt, als Abgeordneter kandidieren und mitunter sogar siegen.

Vermutlich ist es allein die kommunistische Partei Frankreichs, die augenblicklich über 76 Abgeordnetensitze verfügt, die ihren Kandidaten die entsprechenden Mittel aus der Parteikasse vorstreckte. Allerdings wurden diese später gezwungen, das zu Propagandazwecken erhaltene Geld von ihren Abgeordnetendiäten wieder zurückzuzahlen.

Der Franzose wählt also einen einzelnen Mann und sucht sich unter der Reihe der Parlamentsanwärter denjenigen aus, der ihm als Vertreter seiner eigenen Angelegenheiten am geeignetsten erscheint.

An ihn wendet er sich, wenn er Geld oder Arbeit braucht; ihm bringt er seine Klagen über den bösen Nachbarn vor; er muß dafür sorgen, daß ein Sohn, der Neffe oder Freund eines Freundes eine gutbezahlte und pensionsberechtigte Staatsstellung bekommt. Der Abgeordnete ist einfach das Mädchen für alles und es gibt eine große Zahl unter ihnen, die nur selten dazu kommen, an den parlamentarischen Arbeiten teilzunehmen, weil ihre ganze Zeit von Besuchern und einem umfangreichen Briefwechsel in Anspruch genommen wird.

Wahlkampf

Hätte man nicht die Gewißheit, daß das Greuelmärchen als Propagandamittel vom englischen Nachrichtendienst erfunden wurde — man könnte sicher sein, daß es aus den Kreisen französischer Parlamentskandidaten stammt.

Stellen wir uns einmal vor, es seien Neuwahlen für die Abgeordnetenkammer ausgeschrieben und Monsieur Durand habe die Absicht, bei diesen zu kandidieren. In diesem Falle wird er sich zunächst mit einem Drucker in Verbindung setzen und einige tausend hübsche und tricolor gefärbte Plakate herstellen lassen.

„An die Wähler des Wahlkreises X..." wird an der Spitze dieses Anschlags stehen, dann stellt er sich als Ehrenmann, Mitglied etlicher Vereine und getreuer Steuerzahler vor, reiht einige zwanzig Versprechungen auf, durch die er die Leute gewinnen will und schließt mit den Worten: „Es lebe Frankreich — es lebe unser Wahlkreis X...!"

Nun möchte aber Herr Dupont ebenfalls Abgeordneter sein. Also läßt er, wie Monsieur Durand, Plakate drucken, die einerseits die gleichen Versprechen enthalten, sich andererseits aber durchaus bösartig an die Adresse Durands wenden.

„Wer ist dieser Durand eigentlich?" fragt er verächtlich. „Ein Blutsauger, ein Ausbeuter des Volkes! Wechselt er nicht jede Woche zweimal das Stubenmädchen? Hatte seine Frau nicht eine Ehrenbeleidigungsklage vor dem Gericht? Ist er nicht als Soldat einmal zu 15 Tagen Loch verurteilt worden? Dieser Durand — und der will Abgeordneter sein?! Das wäre doch gelacht!!!"

Und mit dem aufreizenden Ruf „Es lebe Frankreich!" schließt der Anschlag.

Durand ist aber keineswegs gewillt, sich das gefallen zu lassen. Er erwidert, und da der Angreifer nach strategischen Mustern immer im Vorteil ist, klagt er in schärferen und stärkeren Tönen an.

Vielleicht wird man den Einwand machen, daß dies Erfindungen seien. Mit nichten — jeder, der einmal einen Wahlkampf in Frankreich mitgemacht hat, wird bestätigen können, daß die Beschimpfungen der Kandidaten untereinander ein derartiges Niveau haben, daß die angeführten Beispiele noch zu den harmlosesten und sittenreinsten gehören. Wären all die Vorwürfe, die Abgeordnete vor ihrer Wahl anhören müssen, nur zur Hälfte wahr — der größte Teil der Parlamentarier könnte für den Rest seines Lebens in die Staatsgefängnisse wandern.

Daneben aber läßt es sich Monsieur Durand angelegen sein, jeden einzelnen Wähler seines Bezirks zu besuchen. Er hört ihn und seine Klagen an, interessiert sich für des Großvaters Rheumatismus und eine schlecht legende Henne, ärgert sich mit dem Wähler über die Schullehrer, die dem Sohn des Hauses schlechte Zeugnisse geben, beklagt die — allerdings nicht wählende, aber einflußreiche — Gattin des Wählers, die an chronischem Stockschnupfen leidet und lädt für den Abend das ganze Dorf, die ganze Stadt ins Gasthaus ein. Hier läßt er auftischen, engagiert mitunter auch eine Musikkapelle, so daß getanzt werden kann und benützt die Pausen, um sich und sein Programm richtig zu beleuchten.

Mitunter geschieht es allerdings, daß weder Monsieur Durand noch Herr Dupont, sondern ein ungekannter Monsieur Dubois die Siegespalme davonträgt. In diesem Falle kann man nur die Achseln zucken, sein zwecklos ausgegebenes Geld bedauern und nach vier Jahren nochmals sein Glück versuchen.

Schluß folgt.

Von der Wachstafel zum Papier

Kleine Geschichte unseres Schreibstoffes

Der Vater der Paläographie, der Mauriner Mabillon, schreibt in seinem grundlegenden Werke „De re diplomatica" u. a. den Satz: „Es ist wunderbar, wie verschieden und mannigfaltig bei den Alten der Stoff gewesen ist, auf dem man einst geschrieben hat." Freilich sind nicht alle Stoffe gleichmäßig zum Schreiben benutzt worden; besonders selten ist der Gebrauch von Stein und Erz, edlen und unedlen Metallen, Glas und Elfenbein. Wenn man die Schreibstoffe betrachtet, so schälen sich im wesentlichen vier Stoffe heraus: Holz- und Wachstafeln, Papyrus, Pergament und Papier.

Die Wachstafeln bestanden aus einer flach ausgehöhlten Holzunterlage und einer dünn aufgetragenen Wachsschicht. Die Schrift wurde dann mit einem Griffel (lateinisch graphium) eingeritzt. Die Tafeln hatten natürlich einen großen Nutzen: man konnte nämlich das Geschriebene leicht wieder tilgen und dafür etwas anderes schreiben. Daraus erklärt sich, daß sie hauptsächlich für Konzepte, Notizen, Rechnungen, Schulübungen usw. benutzt wurden. Das macht auch ihre große Beliebtheit verständlich; denn ihre Geschichte reicht von Pompeji (die ältesten gefundenen Stücke aus dem Jahre 15 n. Chr.) bis zum Fischmarkt von Rouen, wo man noch 1860 die Versteigerungsergebnisse auf Wachstafeln verzeichnete. Mehrere Wachstafeln wurden auch miteinander vereinigt und konnten demnach größere Texte aufnehmen. Sie wurden dann als Codex zusammengebunden. Die bedeutendsten römischen Funde wurden in Vöröspatak (Siebenbürgen, röm. Provinz Dacien) und Pompeji gemacht. Funde aus dem Mittelalter sind nicht selten.

Der wichtigste Schreibstoff der Griechen und Römer und des Mittelalters bis ungefähr zum Jahre 1000 war der Papyrus. Der Name kommt von ägypt. pa-p-iur, „die (Pflanze) des Stroms"; er bezeichnet ursprünglich die Papyrusstaude (Cyperus Papyrus), die noch heute in Palästina und Nubien wild wächst und am besten in Sümpfen gedeiht, und gibt dann auch dem daraus hergestellten Schreibstoff seinen Namen. Die Pflanzen haben dreikantige Schäfte, die drei bis vier Meter Höhe erreichen können und fast kahl sind. Auf der Spitze sitzt ein dichter, büschelförmiger Blütenstand. Das Mark dieser Pflanze gab den Schreibstoff. Wenn die Rinde abgelöst war, wurde das Mark in fingerbreite Streifen geschnitten. Diese Streifen wurden zunächst auf ein nasses Brett gelegt und geleimt. Darauf wurde eine zweite Streifenschicht quer dazu gelegt, das Ganze gepreßt und schließlich noch mit einem Hammer oder Schlägel geschlagen. Der so gewonnene Schreibstoff, Charta (griechisch chartes) ist der Papyrus, der meist in Rollenform in den Handel kam.

Die Heimat des Papyrus war fast ausschließlich Aegypten. Auch nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber hielt sich die Fabrikation lange Zeit. In Rom gab es nur Papyrusspeicher. Daraus erklärt sich auch, daß gerade in Aegypten sehr viele Papyri gefunden worden sind; die Hauptfundorte sind Fayum und Behnese (Oxyrhynchos) in Aegypten und in Italien Herkulaneum. Die ägyptischen Papyri sind besonders auch für die Bibelforschung und die Geschichte des Urchristentums wichtig geworden, andererseits haben sie uns unbekannte griechische Klassikertexte gegeben (Aristoteles: Politeia, Sophokles: Die Spürhunde). Bei der geringen Widerstandskraft des Papyrus sind leider die Stücke meist nicht vollständig erhalten und oft vollkommen zerfallen, so daß sie erst mühsam wieder zusammengesetzt werden müssen.

Der Papyrus hatte schon im 10. Jahrhundert schwer mit dem Papier zu kämpfen und ist ihm schließlich unterlegen.

Daneben war ihm aber noch ein anderer bedeutender Rivale unterstanden, das Pergament, der eigentliche Schreibstoff des Mittelalters. Der Name deutet sicher auf die Stadt Pergamon hin, doch ist man der Ansicht, daß das Pergament in Pergamon nur vervollkommnet wurde, denn schon Herodot aus Halikarnaß († um 425 v. Chr.) bezeugt die Verwendung von Tierhäuten als Schreibstoff bei den ionischen Griechen. Freilich besitzen wir aus der Frühzeit keine Funde, sondern können uns bloß auf gelegentliche Bemerkungen in den lateinischen Schriftstellern stützen. Man ist heute der Auffassung, daß der kostbare Schreibstoff wohl nur sparsam verwandt worden ist. Erst aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. haben wir ein lateinisches Fragment und drei griechische.

Wenn auch das Pergament sehr kostbar war, so lagen seine Vorzüge doch deutlich auf der Hand, besonders die Dauerhaftigkeit, die Möglichkeit, die Vorder- und Rückseiten zu beschreiben, was ja beim Papyrus nicht möglich war; schließlich konnte man sogar das Geschriebene wieder ausradieren und einen neuen Text darüber schreiben. Solche Stücke heißen dann Palimpseste. Während das Pergament auch in den Rechtswerken und kirchlichen Handschriften ziemlich früh auftaucht, drang es erst später in das Gebiet der Urkunde ein, allgemein wird es erst im 7. und 8. Jahrhundert bei Urkunden verwandt. Die Herstellung des Pergaments ging nun folgendermaßen vor sich: Die Haut eines Tieres, meist von Schafen, Hammeln, Ziegen und Kälbern, wurde zuerst einige Tage in eine Lösung gelöschten Kalks gelegt, dann wurden die durch das Bad gelockerten Haare abgeschabt, die Haut in einen Rahmen gespannt, getrocknet, mit Bimsstein geglättet und mit Kreide übergossen. Danach war das Pergament schreibfertig.

Das Pergament ist zwar durch das Papier sehr verdrängt worden, hat aber wegen seiner Haltbarkeit für Urkunden und Schriftstücke, die besonders dauerhaft sein sollen, eine gewisse Stellung immer behauptet (z. B. päpstliche Urkunden über Bischofsernennungen werden noch heute auf Pergament ausgefertigt). Für Bucheinbände findet Pergament ebenfalls in unseren Tagen Verwendung.

In frühere Zeiten geht auch die Geschichte des Papiers zurück. Wohl nahe am Beginn unserer Zeitrechnung haben die Chinesen das Papier erfunden. Dieses wurde zuerst aus Bastfasern hergestellt, schon bald aber scheint man zur Fabrikation von Haderpapier übergegangen zu sein. Allerdings blieb in China die Pflanzenfaser der Hauptstoff bei der Papierfabrikation. Chinesische Kriegsgefangene, die 751 n. Chr. von Kalifen gefangen worden waren, stellten erstmalig in Samarkand außerhalb Chinas Papier her, rund 794 oder 795 n. Chr. wurde in Bagdad eine Reichspapierfabrik gegründet. Dieses neue Papier wurde nun nur aus eingestampften Lumpen hergestellt, also aus Kleiderresten, Tauen, Netzen usw. Von hier aus breitete sich das Geheimnis nach Aegypten, Syrien, Nordafrika und Spanien aus, wo bald Papierfabriken emporwuchsen.

Von dort kam das Papier auch nach dem übrigen Europa; während man schon vorher für verschiedene Zwecke Papier verwandte, stammt die erste Urkunde aus Papier erst vom Jahre 1109. Bald treffen wir Papiermühlen in Frankreich und später auch in Spanien. Aber erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts hören wir von Papiererzeugung in deutschen Landen. Zu dieser Zeit hat man auch für nicht ganz feierliche Urkunden Papier zu verwenden begonnen.

Die Papiererzeugung ging nun folgendermaßen vor sich: Das Lumpenmaterial wurde zuerst mazeriert, gereinigt und gebleicht. Hieraus wurde das sogenannte „Halbzeug" hergestellt. Dieses Halbzeug wurde nun in das Ganzzeug umgewandelt, indem es vollkommen zu Brei zerstampft wurde. Diese Papiermühlen wurden meist mit Wasser betrieben. Hierauf wurde das Ganzzeug geleimt und schließlich mit Formen geschöpft und ausgepreßt. Schon früh ist auch die Sitte aufgekommen, dem Papier ein Wasserzeichen einzufügen.

Die Papierherstellung ist heute freilich ganz anders und geschieht auf maschinellem Wege. Hierbei wird das Papier hauptsächlich aus Holzfasern gewonnen. Man unterscheidet holzfreies Papier aus Zellstoff und holzhaltiges Papier (z. B. Zeitungspapier: 75 v. H. Holzschliff, 25 v. H. Zellstoff). Den Zellstoff gewinnt man durch chemische Aufschließung von Holz. Die drei Zentimeter langen Holzteilchen werden mit Chemikalien gekocht, und dadurch wird der Zellstoff herausgezogen. Bei dem in Europa meist verwandten Fichtenholz gewinnt man rund 30 bis 40 v. H. seines Gewichts an Zellstoff. Holzschliff dagegen sind auf einer rotierenden Scheibe abgelöste Holzfasern.

Die Papierfasern (der Halbstoff) werden bei der Papierherstellung in den Holländern vermahlen und mit Leim und Füllstoffen (Kaolin, Chinaclay usw.) vermischt. Durch einen Zusatz von schwefelsaurer Tonerde wird Leim und die manchmal zugefügte Farbe an die Fasern gebunden. Der gewonnene „Ganzstoff" fließt, um von Fremdkörpern gereinigt zu werden, dann auf das Sieb der Langsiebmaschine, wo die Papierbahn gebildet wird. Hier wird dem Papier ein großer Teil des Wassers entzogen. Das Sieb, ein endloses Metalltuch, geht nun durch die Gautsche (Presse). Der entstandenen Papierbahn wird darauf in weiteren Pressen und in der Trockenpartie das restliche Wasser entzogen.

Das so gewonnene Papier wird entweder in einem Glättwerk bei der Papiermaschine oder auf einem Kalander geglättet und endlich in Bogen geschnitten, oder es werden daraus Rotationsrollen hergestellt. Durch weitere Behandlungen werden Spezialpapiere gewonnen.

B. S.

Edens Frontspazi.rgang

Dominienminister Anthony Eden weilte vor kurzem in Frankreich und stattete auch dem Frontgebiet einen Besuch ab. In dem offiziellen Bericht über diesen Besuch konnte man dauernd etwas von diversen Frühstücken und etlichen Diners lesen, an denen er teilnahm. Unser Bild zeigt den Herzog von Gloucester (links), der als Verbindungsoffizier zwischen der französischen und britischen Armee tätig ist, und Dominienminister Eden (in Zivil) bei einem Besuch „an der Front". (Associated Preß, M.)